GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Queering Willie. Wilhelminische Maskulinitäten und die Kaiser-Figuration :

Dietze, Gabriele

2011

https://doi.org/10.25595/1130

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dietze, Gabriele: *Queering Willie. Wilhelminische Maskulinitäten und die Kaiser-Figuration :* , in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 22 (2011) Nr: 2, 95-112. DOI: https://doi.org/10.25595/1130.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2011.22.2.95

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Extra

Queering Willie
Wilhelminische Maskulinitäten und die Kaiser-Figuration

Gabriele Dietze

1. Maskulinitäten

1.1 Kaiser Wilhelm II. als Maskulinitätsmodell

Kaiser Wilhelm II. (1859–1941, reg. 1888–1918) hat in der modernen Geschichtsschreibung wenig Lob erfahren. Sein Regierungsstil gilt als autoritär, seine Innenpolitik als repressiv, besonders gegenüber der Sozialdemokratie, seine militärische Planung und Führung als dilettantisch und seine Außenpolitik als riskant und chauvinistisch.[1] Uneinigkeit besteht allerdings darüber, ob man dem Kaiser eine persönliche Verantwortung für die Regierungsweise beimisst, das heißt, ob man ihn in seinem Selbstverständnis als Autokrat ernst nimmt, oder ob man ihn nur als Repräsentanten und Verkörperung einer viel kritisierten Politik liest, für die man die herrschende preußisch-militärische Junker- und Offizierselite und ihre Kanzler und Räte verantwortlich macht, die durch den Untertanengeist eines nationalistischen Bürgertums gestützt wurden. Gegenläufig zum Chor der geschichtswissenschaftlichen ‚Kaiserhasser' interpretiert Nicolaus Sombart

1 Vgl. beispielhaft Michael Stürmer, Das ruhelose Reich. Deutschland 1866–1918, München 1998, und die dreibändige Biografie von John C. G. Röhl, Wilhelm II., 1: Die Jugend des Kaisers 1859–1888, München 1983; 2: Der Aufbau der Persönlichen Monarchie 1880–1900, München 2001; 3: Der Weg in den Abgrund 1900–1941, München 2008.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

die Kaiser-Figuration eher kulturanthropologisch.[2] Er stellt dabei im Unterschied zu allen anderen Analysen zeitgenössische Maskulinitäten ins Zentrum, das heißt neben adeligen auch bürgerliche. Dabei interessiert ihn die Frage, auf welche Weise ‚der erste Mann im Staate' das dominante Modell eines „viril-martialischen heroischen Mannesbildes" verkörpert oder verfehlt hat und in welchem Verhältnis Wilhelm II. zu männerbündlerischer Homosozialität und -erotik seiner Zeit stand.[3]

Im Folgenden soll es um ‚queere Effekte' von speziell kaiserlicher und allgemein wilhelminischer Maskulinität gehen. Leitvorstellung ist, dass unter der Oberfläche wilhelminischen Untertanengeistes ein Lachen über die gefühlte Hohlheit der monarchischen Macht- und Prachtentfaltung schwelte. Der ironische Titel des Aufsatzes, „Queering Willie", geht von der Idee aus, dass der unzeitgemäße Versuch, eine imaginiert absolutistische Herrschaft in einer modernen Gesellschaft zu inszenieren, sich veralteter Muster hegemonialer Männlichkeit/männlicher Herrschaft bedienen musste. Die immer ‚hysterischeren' Spektakel von Selbstaffirmation führten nicht zu gesteigerter Anerkennung, sondern zu einer Selbst-Dekonstruktion der Kaiser-Figuration ins Lächerliche. Das Bemühen, dann zumindest ‚unter (privilegierten) Männern' (adelige Offiziere und Ex-Offiziere) *Ehrgleichheit* zu erleben und damit auch Unterstützung zu finden, eröffnet zwar den Schutzraum zärtlicher Männerfreundschaft, im Lichte einer zunehmend kritischen Öffentlichkeit allerdings entmaskulinisiert – und damit queert – das den Kaiser auf einer anderen Ebene.

Es verwundert wenig, dass die (zumindest deutschsprachige) Geschichtsschreibung zur Epoche mit dem ihr eigenen Androzentrismus die Maskulinitätsdimension des Wilhelminismus nicht realisiert und insofern auch mit Ausnahme Sombarts wenig thematisiert. Erstaunlich ist eher, dass sich im inzwischen weit entwickelten Feld der historischen Männlichkeitsforschung[4] vergleichsweise wenig Interesse für wilhelmini-

2 Vgl. Nicolaus Sombart, Wilhelm II. Sündenbock und Herr der Mitte, Berlin 1996. Der Begriff Kaiser-Figuration verweist hier auf die Engführung von Person, Regierungsform und Nation in einer auf Wilhelm II. zugeschnittenen Symbolisierungspraxis und Repräsentationskultur. Im Sinne von Norbert Elias dient der Figurationsbegriff dazu, „den gesellschaftlichen Zwang, so zu sprechen und zu denken, als ob ‚Individuum' und ‚Gesellschaft' zwei verschiedene und überdies auch noch antagonistische Figuren seien, zu lockern". Norbert Elias, Was ist Soziologie?, München 1970, 141.

3 Vgl. Nicolaus Sombart, Männerbund und politische Kultur in Deutschland, in: Thomas Kühne Hg., Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M. 1996, 136–154. Der Autor ist auch einer der wenigen, der von einer möglichen Homosexualität Wilhelms II. spricht, vgl. Sombart, Wilhelm II., wie Anm. 2, 70–75. Vgl. auch Susanne zur Nieden Hg., Homosexualität und Staatsräson. Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900–1945, Frankfurt a. M. 2005.

4 Vgl. Forschungsbericht im Themenheft „Krise(n) der Männlichkeit?", L'Homme. Z. F. G., 19, 2 (2008) und Gesamtdarstellungen zu historischer Männlichkeits- und Geschlechterforschung bei Claudia Opitz-Belakhal, Geschlechtergeschichte, Frankfurt a. M. 2010; Jürgen Martschukat u. Olaf Stieglitz, Geschichte der Männlichkeiten, Frankfurt a. M. 2008; Walter Ehrhart u. Britta Herrmann, Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit, Stuttgart 1997; Thomas Kühne Hg., Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M. 1996.

sche Maskulinitätskonzepte abzeichnet,[5] sieht man vom gut untersuchten Feld ‚Männerbund' ab.[6] Das ist umso erstaunlicher, als die Forschungsperspektive ‚Hegemoniale Männlichkeiten' des australischen Soziologen Robert Connell[7] inzwischen großen Einfluss in der gendersensiblen Geschlechterforschung hat.[8] Folgende Definition ist der Ausgangspunkt der vielen Anknüpfungen an dieses Konzept:

> Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die *momentan akzeptierte Antwort* auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert ... [D]iese Hegemonie entsteht ... nur, wenn es zwischen dem kulturellen Ideal und der institutionellen Macht eine Entsprechung gibt, sei es kollektiv oder individuell.[9]

Nun ist die deutsche Kaiser-Figuration vom Selbstanspruch und der Fremdwahrnehmung geradezu archetypisch ‚hegemonial'. Obwohl in ihrem Semi-Absolutismus historisch anachronistisch – Robert Connell spricht vom Wilhelminismus als einem „wirkungsvolle(n) Rückzugsgefecht"[10] –, trifft sie doch, oder vielleicht gerade deshalb, die Sehnsüchte ihrer UntertanInnen. Die Historikerin Elisabeth Fehrenbach schreibt: „Das Kaisersymbol verkörperte nicht mehr allein die politische Einheit des Reiches, sondern dazu noch die ‚geistige Gesamtpersönlichkeit der Nation'."[11] Und der zeitgenössische Publizist Maximilian Harden nennt den Kaiser den „gekrönte[n] Vertrauens*mann* unserer Nation".[12]

---

5 Der Wilhelminismus als Sonderform moderner Maskulinität wird z. B. mit einer Analyse militärischer Männlichkeit abgedeckt bei Wolfgang Schmale, Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000), Köln 2003. Ebenfalls keinen Schwerpunkt verzeichnet die Anthologie von Manuela Borutta u. Nina Verheyen Hg., Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne, Bielefeld 2010.

6 Vgl. Ulrike Brunotte, Zwischen Eros und Krieg. Männerbund und Ritual in der Moderne, Berlin 2004, und Claudia Bruns, Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur 1881–1934, Wien 2008.

7 Robert Connell hat inzwischen das Geschlecht gewechselt, heißt Raewyn Connell und wird in Wikipedia als „australische transsexuelle Soziologin" bezeichnet. Ich bleibe bei der alten Benennung, weil die Theoreme unter diesem Namen publiziert wurden und geistigen Einfluss gewonnen haben.

8 Vgl. Michael Meuser, Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und männliche Deutungsmuster, Opladen 1998, und Martin Dinges, Hegemoniale Männlichkeit. Ein Konzept auf dem Prüfstand, in: ders. Hg., Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a. M. 2005, 7–36.

9 Robert W. Connell, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen 2006[3], 98 (Hervorhebung der Autorin).

10 Connell, Mann, wie Anm. 9, 212.

11 Elisabeth Fehrenbach, Wandlungen des deutschen Kaisergedankens, 1871–1918, München u. a. 1969, 91.

12 Maximilian Harden, Bismarck, in: Die Zukunft, 1. April 1893, 590; zit. nach: Fehrenbach, Wandlungen, wie Anm. 11, 117 (Hervorhebung der Autorin).

Zentrale Hypothese der folgenden Untersuchung ist, dass diese Anrufung der Kaiser-Figuration als nationalem Übermenschen/Mann zu einer Performanz ‚exzessiver Maskulinität' führt, bei der ganz gegen die Absicht prekäre Grenzen gegenüber Feminität und Homosexualität gequeert werden. Auffällig wird das an besonders ‚markigen' und Konflikt- und Handlungsbereitschaft simulierenden Darstellungsformen. Als Material für diese These dienen Skandale, die je unterschiedliche Domänen kaiserlicher Maskulinität destabilisiert haben. Ich beziehe mich mit der Zuspitzung auf den Modus ‚Skandal' auf eine Beobachtung von Frank Bösch, der aus der Häufigkeit ihres Vorkommens in Europa um die Jahrhundertwende schließt, dass mit den Skandalen eine neue Form der Kommunikation der Bevölkerungen mit ihren Regierungen aufkommt, die parallel zur Entwicklung der Massenpresse als Vehikel von Diskursveränderungen wirkt. „Skandale führten zu Gesetzesreformen, Veränderungen von Verhaltensregeln oder politischen Umwälzungen".[13] Im Folgenden wird zunächst der Caligula-Skandal betrachtet, in welchem dem Kaiser 1894 „Cäsarenwahn" nachgesagt und seine pompöse Repräsentationskultur thematisiert wurde. Der zweite Untersuchungsgegenstand ist der Kotze-Skandal, in dem Indiskretionen über eine höfische Sex-Affäre zu einer öffentlichen Diskussion über das Duellieren (als finale Maskulinitätsbehauptung) gerieten. Zuletzt ist der Eulenburg-Skandal von Interesse, in dem der Beraterkreis um Wilhelm II. (und damit indirekt der Kaiser selbst) der Homosexualität verdächtigt wurde. In diesem Zusammenhang soll die Entwicklung einer Konkurrenz um dominante Männlichkeitsmodelle zwischen Adel und Bürgertum beobachtet werden. Der vorliegende Aufsatz erschließt keine neuen Quellen, sondern versteht sich als eine gendersensible Re-Lektüre bekannter Quellen und Auswertungen. Unterfüttert – oder in gewisser Weise auch gequeert – wird die Materialanalyse durch eine Erörterung gegenwärtiger Maskulinitätstheorien und die Frage ihrer Adaptierbarkeit auf die historischen Gegenstände.

1.2 Modelle männlicher Dominanz

An dieser Stelle kann nicht das gesamte Terrain möglicher Männlichkeitstheorien abgeschritten werden, sondern es geht mir hier nur um Modelle männlicher *Herrschaft,* da mit Kaiser Wilhelm II. ein Akteur untersucht wird, der sich als Souverän von Gottes Gnaden verstand. Neben dem bereits erwähnten Paradigma zur hegemonialen Männlichkeit von Robert Connell kommen vor allem die Überlegungen zu ‚männlicher Herrschaft' von Pierre Bourdieu in den Blick. Beide Konzepte überschneiden sich in der Auffassung, dass männliche Suprematie eine Form von Dominanz ist, die neben einer konstitutiven Ausgrenzung von Frauen *unter Männern* ausgehandelt wird.

13 Frank Bösch, Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880–1914, München 2009, 3.

Im Modell von Pierre Bourdieu steht zwar zunächst die generelle Herrschaft über Frauen im Vordergrund, die über den Habitus (den verkörperlichten und deshalb dauerhaften sozialen Regeln) und die Doxa (selbstverständlich werdendes ‚Wissen' um die geschlechtshierarchisch verfasste Funktionsweise der Welt) garantiert werden. Jedoch kommt männliche Herrschaft, oder wie Bourdieu alternativ sagt, die *libido dominandi*, erst über das ‚Isotimieprinzip' (die Ehrgleichheit) zur Wirklichkeit. Dieses entscheidet, welche Männer zu ‚ernsten Spielen' zugelassen werden und welche als untergeordnete Maskulinitäten nicht der Ehre wert sind.[14] Ein solcher Ansatz schärft beispielsweise den Blick auf die Duellkultur des Wilhelminismus, die auch im Bürgertum Geltung gewann und eine zentrale Funktion für die Kohärenz männlicher Herrschaft bekam.

Für die von mir als ‚performativ exzessive Maskulinität' der Kaiser-Figuration bezeichnete Darstellungsform bieten Bourdieu mit seinen strukturell ahistorischen anthropologischen Setzungen und Connell mit seiner Zuspitzung auf gegenwärtige Verhältnisse von Heteronormativität und Homosexualität nicht genügend Feinjustierung. Deshalb beziehe ich mich hier auf eine dritte Perspektive. Im Anschluss an den psychoanalytischen Topos von der ‚Weiblichkeit als Maskerade' betrachten Inge Stephan und Claudia Benthien ‚Männlichkeit als Maskerade'.[15] Mit dieser Formulierung ist aber mehr als eine „simple Inversion" beabsichtigt, denn anders als die weibliche Maskerade könne eine männliche Maskerade keine „Reaktionsbildung auf die Zuschreibung eines Mangels" sein, sondern sie bestünde im Gegenteil aus einem „Phantasma der ‚Vollständigkeit' und ‚Präsenz'".[16] Interessanterweise wird die Kaiser-Wilhelm-Figuration als Beleg männlicher Maskeradenhaftigkeit aufgerufen:

14 Vgl. Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, in: Irene Dölling u. Beate Krais Hg., Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt a. M. 1997, 153–218. Es ist häufig versucht worden, Connell und Bourdieu zu synthetisieren und für kulturhistorische Forschung fruchtbar zu machen. Vgl. Inge Stephan, Im toten Winkel. Die Neuentdeckung des ‚ersten Geschlechts' durch *Men's Studies* und Männlichkeitsforschung, in: Claudia Benthien u. Inge Stephan Hg., Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln 2003, 11–35, und Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani u. Jana Husmann-Kastein Hg., Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie, Bielefeld 2007, 17. Ein sozialwissenschaftlicher Syntheseversuch von Bourdieu und Connell gründet auf der Beobachtung, dass beide Ansätze von einer ‚Theorie der Praxis' ausgehen, vgl. Michael Meuser u. Sylka Scholz, Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive, in: Dinges, Männer, wie Anm. 8, 7–36, 12. Gegenüber Connell wurde korrigierend geltend gemacht, dass man zumindest in frühmoderne und moderne hegemoniale Männlichkeit periodisieren und sich nicht auf jeweils nur *eine* dominante Männlichkeit begrenzen sollte (ebd. 18f.). Aus Bourdieus Ansatz wurde ein „männlicher Geschlechtshabitus" entwickelt, der das Streben nach männlicher Hegemonie stärker als bei Connell in den vergesellschafteten Körper zurückverlagert, vgl. Meuser, Geschlecht, wie Anm. 7, 117f.

15 Vgl. Liane Weissberg Hg., Weiblichkeit als Maskerade, Frankfurt a. M. 1994, und Benthien/Stephan, Männlichkeit, wie Anm. 14.

16 Benthien/Stephan, Männlichkeit, wie Anm. 14, 15.

> Der letzte deutsche Kaiser, der als schwächliches und behindertes Kind zeitlebens unter einem besonderen Druck des Virilitätsnachweises stand, griff interessanterweise bei der Inszenierung der ihm aufgezwungenen *Herr*schaft zu den Mitteln, die an eben die Maskeraden erinnern, von denen Joan Riviere und im Anschluss daran Judith Butler sprechen.[17]

Einen etwas anderen Schwerpunkt legt der ‚Männlichkeit als Performance'-Zugang von Britta Herrmann und Walter Ehrhart. Fruchtbar ist hier die von ihnen getroffene Unterscheidung zwischen *embodiment* (den physischen Männerkörper zu präsentieren – Verkörperung) und *enactment* (Männlichkeit als ‚Doing Gender' zu inszenieren – Darstellung). Dieser Ansatz ist für eine Betrachtung des „neu-absolutistischen Programms Wilhelms II." samt seiner „Fassade soldatischer Männlichkeit" produktiv.[18] Auf den ersten Blick fallen *embodiment* und *enactment* in einer öffentlichen Festkultur zusammen, die ganz auf den Kaiser als Heerführer zugeschnitten ist. In wechselnden farbenprächtigen Paradeuniformen meist hoch zu Ross führte Wilhelm II. Militärparaden, ‚Kaisermanöver' und Jagdpartien an. Im Gegensatz dazu stand eine Gefühlskultur nach innen, die durch die erotisierte Homosozialität einer kaiserlichen ‚Entourage' geprägt war.[19] Nicolaus Sombart spitzt zu: „In Abweichung von legalen und traditionellen Herrschaftsformen, in denen dieser moderne Staat organisiert war, hatte der ‚junge Kaiser' seine Herrschaft nach den okkulten Ordnungsmustern des ‚Männerbundes' – das heißt aus der Mitte eines Freundeskreis heraus – ausüben wollen".[20] In dieser Sphäre fallen *embodiment* und *enactment* auseinander.

Wenn man von Maskulinität als Maskerade oder Performance spricht, muss die Möglichkeit von Fehlverkleidungen und Missrepräsentationen mitgedacht werden. In diesem Zusammenhang kann man den Aufführungscharakter kaiserlicher Hypermaskulinität auch als ‚queer'-Phänomen betrachten, womit neben Theorien von Hegemonie, männlicher Herrschaft, Maskerade und Performance das letzte Untersuchungsparadigma, Queer Theory, angesprochen ist. ‚Queer' im Sinne von ‚komisch, seltsam, übertrieben' wirkte der Kaiser bereits auf viele ZeitgenossInnen:

> Seine Majestät hatte die bizarrsten Kostüme. Für die Auerhahnjagd riesig lange gelbe Stiefel. Abends im Salon Fürstenberg einen grünen Frack mit kurzer Hose, um daran den englischen Hosenbandorden zu tragen. Um den Hals das goldene Vliess, einen riesigen Diamanten als Hemdknopf und um die Taille das große Orangeband des schwarzen Adlers, zweimal um die Taille geschlungen als Ersatz der Weste.[21]

17 Benthien/Stephan, Männlichkeit, wie Anm. 14, 15 (Hervorhebung im Original).

18 Fehrenbach, Wandlungen, wie Anm. 11, 89, und Sombart, Männerbund, wie Anm. 3, 48.

19 Die leicht abwertende Bezeichnung ‚Entourage' für den Kreis politischer Freunde und Berater des Kaisers ist durch die amerikanische Historikerin Isabel Hull zum stehenden Begriff geworden, vgl. Isabel V. Hull, The Entourage of Kaiser Wilhelm II, 1888–1918, Cambridge 1982.

20 Sombart, Wilhelm II., wie Anm. 2, 148.

21 Fürstin Marie Radziwill, Briefe vom deutschen Kaiserhof, Berlin 1936, Brief vom 18. Juni 1908, 309.

Zur Umgehung von Majestätsbeleidigungsklagen entstand in der liberalen Publizistik ein Duktus verdeckter Ironie. Zum Beispiel attestierte Alfred Kerr dem Kaiser treuherzig ein „ausgesprochenes Talent zu Feierlichkeiten".[22] Andere riskierten (und erhielten) Gefängnisstrafen und parodierten wie Heinrich Mann, Frank Wedekind oder die Karikaturisten des „Simplicissimus" „die vielen Masken des ‚kaiserlichen Schauspielers' auf weltpolitischer Bühne, der in immer neuen Uniformen verkleidet, den Adlerhelm aufgebunden, mit schnarrender Kommandostimme und donnernden Reden nur auf Wirkung bedacht war".[23]

2. Skandale rund um Kaiser Wilhelm II.

2.1 Cäsarenwahn

Um die Wirkung des ersten zu betrachtenden Skandals – die Affäre um Ludwig Quiddes Kaiser-Wilhelm-Parabel „Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahn" (1894) – einschätzen zu können, ist ein kurzer Rekurs zur verfassungsmäßigen Stellung des Kaisers notwendig. Das Deutsche Kaiserreich war eine juristisch hybride Struktur, die dem Kaiser das Recht gab, über Außenpolitik und Krieg und Frieden zu entscheiden, im Kriegsfall das Heer anzuführen und in Friedenszeiten die innere militärische Befehlsgewalt auszuüben. Innenpolitisch dagegen wurde das Deutsche Reich über einen semi-autarken Parlamentarismus organisiert. Der Kaiser hatte kein Vetorecht gegenüber Gesetzen und konnte auch selbst keine erlassen. Allerdings konnte er ohne Einwilligung des Reichstags einen Reichskanzler ernennen und entlassen und im Krisenfall auch das Parlament auflösen (beide Rechte nahm Wilhelm II. wahr). Für Dekrete und Machtworte, zu denen er sich berechtigt fühlte, gab es keine verfassungsrechtliche Grundlage.[24]

Die Beflissenheit, mit der königliche Interventionen zu Gesetzen umgewandelt wurden, schreibt Norbert Elias einem „Königsmechanismus" zu, der von Ludwig XIV. in Kraft gesetzt wurde, indem er konkurrierende Interessen des Adels gegeneinander ausspielte und die notwendig auftauchenden Konflikte als Schiedsmann königlich befrie-

22 Alfred Kerr, Wo liegt Berlin? Briefe aus der Reichshauptstadt 1895–1900, Berlin 1997, 68.

23 Fehrenbach, Wandlungen, wie Anm. 11, 95. Vgl. auch Bernd S. Sösemann, Hollow-Sounding Jubilees: Forms and Effects of Public Selfdisplay in Wilhelmine Germany, in: Annika Mombauer u. Wilhelm Deist Hg., The Kaiser. New Research on Wilhelm II's Role in Imperial Germany, Cambridge 2003, 37–62. Zur Kaiser-Karikatur vgl. Peter J. Hugill, German Great-Power Relations in the Pages of *Simplicissimus*, 1896–1914, in: Geographical Review, 98, 1 (2008), 1–23.

24 Zur Analyse dieser hybriden semi-autokratischen Regierungsform vgl. Alexander König, Wie mächtig war der Kaiser? Kaiser Wilhelm II. zwischen Königsmechanismus und Polykratie von 1908 bis 1914, Stuttgart 2009.

dete.[25] In der modernen wilhelminischen Monarchie bestehe der Königsmechanismus jedoch im Bestreben der Politiker und mit ihnen des monarchisch-nationalistischen Bürgertums, königlichem Missbehagen oder dem Verlust „allerhöchsten Wohlwollens" zuvorzukommen.[26] Letzteres weist auf eine enge Symbiose der hegemonialen Männlichkeit des Kaisers mit ‚komplizenhaften' Männlichkeiten des Bürgertums hin. „Zwischen Wilhelm II. und der damaligen deutschen Kollektivmentalität [bestand] eine sehr enge Wechselbeziehung", schreibt Joachim Radkau.[27] Und Haffner/Venor kommentieren die Beziehung Kaiser – Untertanen: „Er war beinahe sowas wie ein Medium. Er konnte die Stimmung, die ihn umgab, ... sozusagen einatmen und dann wieder ausstrahlen".[28]

Das zunächst enge Verhältnis zwischen Kaiser und Nation verdankt sich einem Aufbruchsgefühl. Wilhelm II. war jung (29 Jahre), ‚strahlend' und tatendurstig, als er nach kurzem Interregnum seines Vaters 1888 den Thron bestieg. Es entwickelte sich ein sogenannter „Jugendkaisertopos",[29] und auch Teile der Intelligenz wie der Dichter und Redakteur Hermann Conradi erhofften sich vom jungen Kaiser eine Förderung der Künste und ein Zurückdrängen materieller Interessen. Die ältere Generation, so Conradi, sei in „maschinellem Beamtentum" verkrustet, und Wilhelm II. komme die „historische Mission der ... Durchführung eines *demokratischen Cäsarismus*" zu.[30]

Die Enttäuschung über das ‚Jugendkaisertum' begann mit der Entlassung von Reichskanzler Otto von Bismarck 1890. Die danach entstehende nervöse Ubiquität des Kaisers, seine omnipräsente Einmischung in große und kleine politische und lebenspraktische Fragen und insbesondere seine berühmten Donnerreden führten zu Irritation im In- und Ausland. Zudem nährten zornige und erratische Auftritte des Staatsoberhaupts Zweifel an seiner geistigen Gesundheit. Der Historiker John C. G. Röhl hat in akribischer Quellenarbeit eine Vielzahl öffentlicher und halböffentlicher Äußerungen und Beobachtungen zusammengetragen, die das deutsche Staatsoberhaupt als ‚Wahnsinnigen' reflektieren. Ab 1891 sprechen die unterschiedlichsten Quellen (Höflinge, Ärzte, Diplomaten) im Sinne Wolfgang Radkaus Prägung des Wilhelminismus

25 Entwickelt in Norbert Elias, Die höfische Gesellschaft, in: ders., Gesammelte Schriften 2, Frankfurt a. M. 2002, und aufgenommen und spezifiziert von John C. G. Röhl und Nicolaus Sombart.

26 Sombart, Wilhelm II., wie Anm. 2, 102. Von einer „Polykratie miteinander rivalisierender Machtzentren" spricht abweichend Hans-Ulrich Wehler, Das deutsche Kaiserreich 1971–1918, Göttingen 1994[7], 69f.

27 Joachim Radkau, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998, 282.

28 Sebastian Haffner u. Wolfgang Venohr, Preußische Profile, Frankfurt a. M. 1988, X.

29 Martin Kohlrausch, Der Monarch im Skandal. Die Logik der Massenmedien und die Transformation der wilhelminischen Demokratie, Berlin 2005, 88–95.

30 Hermann Conradi, Wilhelm II. und die junge Generation. Eine zeitpsychologische Betrachtung, in: Gesammelte Schriften III, hg. von Gustav Werner Peters, München 1911, 242 (Hervorhebung der Autorin).

als einem „Zeitalter der Nervosität" von Nervenschwäche, nervöser Depression, Gemütskrankheit und einem drohenden Nervenzusammenbruch des Kaisers.[31]

In diese Entzauberung des Monarchen hinein veröffentlichte der angesehene und als ‚fortschrittlich' bekannte Historiker Ludwig Quidde 1894 einen kleinen Aufsatz mit dem Titel „Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahn".[32] Mit einem altphilologischen Fußnotenapparat antiker Quellen versehen, entwirft Quidde ein Psychogramm des historisch als ‚wahnsinnig' geltenden römischen Kaisers Caligula. Die Anspielung der Studie auf den Werdegang von Wilhelm II. ist evident. Auch Caligulas Regierung wurde am Anfang begrüßt. Jedoch merkt Quidde an, dass der römische Kaiser möglicherweise durch „das berauschende Gefühl der Macht, das Bewusstsein, nun plötzlich an erster Stelle zu stehen, den Wunsch, etwas Großes zu wirken, und vor allem den Trieb, in der Weltgeschichte zu glänzen", beeinträchtigt werde.[33] Im Folgenden schreibt Quidde: „Bei Caligula schlugen gelegentlich seine Vergötterungsansprüche in eine tolle Farce um – ohne dass wir deshalb glauben dürften, er habe den Cultus, den er seinen Untertanen aufgezwungen hatte, selbst verhöhnen wollen ...".[34]

Neben der Erörterung des möglichen Zusammenhangs zwischen Caligulas Regierungshandeln und dessen pathologischem Bild hob Quidde Textpassagen mit angeblichen Besonderheiten des römischen Kaisers, die denen von Wilhelm II. ähnlich waren, kursiv hervor, womit sie für alle erkennbar als auf Wilhelm II. gemünzt hervortraten: So neigte Caligula angeblich zu „unangemessener Prunk- und Verschwendungssucht", plante an „riesenhaften Bauten und Bauprojekten", pflegte einen „Heißhunger nach militärischen Triumphen" und würde sich als „Bezwinger des Weltmeeres" sehen. Der Herrscher hätte begonnen „bald alles herabzudrücken, was neben ... ihm selbstständige Geltung beanspruchen kann". Ihn zeichnete „Rast- und Ruhelosigkeit" aus, und sein Umfeld litt am „Widerspruchsvollen und der Unberechenbarkeit seiner Einfälle". Kurz, sein „Cäsarenwahnsinn" hätte sich dahin zugespitzt, dass „Grausamkeit und Zuchtlosigkeit in den Dienst des Vergötterungsgedankens" getreten seien.[35]

Aufschlussreich an der Quidde'schen Beschreibungsstrategie von Caligula/Wilhelm II. sind die Anmerkungen zum inszenatorischen Charakter seiner Herrschaft: Er neige zu „spielerische(n) Manöver(n)" und „theatralische(m) Schein". An dieser Stelle sind wilhelminische Anspielungen eindeutig:

> In den Manövern und Soldatenspielen Caligulas, ... in seinen Disziplinmarotten und Triumphzügen liegt offenbar ein *komödiantischer Zug*, der für das pathologische Bild des Cäsarenwahns charakteristisch ist. So beschränkt sich Caligula nicht

31 Röhl, Wilhelm II., 2: Aufbau, wie Anm. 1, 1171.

32 Ludwig Quidde, Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn (1894), in: ders., Caligula. Schriften über Militarismus und Pazifismus, Frankfurt a. M. 1977, 61–81.

33 Quidde, Caligula, wie Anm. 32, 66.

34 Quidde, Caligula, wie Anm. 32, 77.

35 Quidde, Caligula, wie Anm. 32, 68–79.

> auf militärische Komödien. Wir hören von einer unangemessenen Passion für Theater und Zirkus – und mehr als das: wir hören, dass er gelegentlich mit zu agieren begann, wie ihn eine absonderliche Vorliebe für auffällige Kleidung und deren Wechsel beherrschte ...[36]

Unüberlesbar ist hier das Performance-Thema männlich-monarchischer Selbstdarstellung. Caligula/Wilhelm II. führen ihre Bedeutung mit immer größeren Bauten, Umzügen und Waffenarsenalen auf. Sie sind Inszenatoren und Akteure zugleich, ‚maskieren' sich auffällig und häufig. Sie sind nicht die ‚natürliche' Verkörperung ihrer Position *(embodiment)*, sondern fühlen sich zu immer aufwendigeren Darstellungsexzessen *(enactments)* genötigt. Einen Hinweis für den Drang nach sich steigernden flamboyanten Aufführungen von Caligula/Wilhelm gibt Quidde mit der Entlassung eines wichtigen Beraters des Vaters (Bismarck) und einem Machtvakuum, das aus Mangel an politischem Talent nicht durch planende Tätigkeit gefüllt werden kann, sondern durch Theatralik überdeckt werden muss. Indem Quidde die alltäglich mediatisierten Repräsentationspraxen des Kaisers als „Cäsarenwahn" tituliert, beraubt er sie ihrer Normalität und macht sie zu exzessiven Seltsamkeiten (anders ausgedrückt: er queert sie parodistisch). Die erhebende Verklammerung der binären Elemente König/Volk (Bürgertum) oder Macht/Ohnmacht hat ihre Selbstverständlichkeit verloren und zeigt einen Darsteller im ‚Kaiserdrag'. Die Broschüre erlebte in kürzester Zeit dreißig Auflagen und wurde damit zu einem der erfolgreichsten Pamphlete ihrer Zeit. Die „Kreuzzeitung" insinuierte Majestätsbeleidigung. Und obwohl es nicht zu einer formellen Anklage kam, wurde Ludwig Quidde in der Folge von den Historiker-Kollegen geächtet und verlor alle Ämter in den Fachgesellschaften.

2.2 Die Kotze-Affäre – Intimität (mit) der Macht

Die partielle Ent-Auratisierung von Wilhelm II. (hauptsächlich im gebildeten Bürgertum) durch die Caligula-Affäre war eng mit der Idee verbunden, ein kaiserliches ‚persönliches Regiment' würde zum Vorteil der Nation gereichen.[37] Dieses wurde über die Vorstellbarkeit eines ‚wahnsinnigen' Kaisers zu einem Risiko. Gleichzeitig existierte bei der Bevölkerung eine antimoderne Sehnsucht nach nicht entkoppelter und unmediatisierter Intimität mit der Macht fort, die der Kaiser durch seine persönliche Präsenz in

36 Quidde, Caligula, wie Anm. 32, 70, 72 (Hervorhebung im Original).

37 Vgl. Hull, Entourage, wie Anm. 19. Zur Frage, ob ein ‚persönliches Regiment' des Kaisers von Anfang an eher Fiktion als Machtwirklichkeit gewesen sei, vgl. König, Kaiser, wie Anm. 24, 18f. Thomas Nipperdey entwickelte die Auffassung, dass das ‚persönliche Regiment' zwar rhetorischer Schein gewesen sei, aber über seine Behauptung immer wieder zu einem Stück Wirklichkeit wurde, vgl. Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte: Bürgerwelt und starker Staat 1866–1918, 2: Machtstaat vor der Demokratie, München 1998[8], 480–485.

der aufwendigen Repräsentations- und Festkultur genährt hatte. Konsequenterweise geraten damit auch Intimitäten der kaiserlichen Umgebung in den Fokus des Interesses.

Wichtig im folgenden Fall ist eine besondere Dimension wilhelminischer Maskulinität, nämlich ihre militärische Formierung. *Alle* männlichen Mitglieder der Hof-Elite waren, wie der Kaiser selbst, Offiziere oder Reserveoffiziere und aufs Engste mit ihren Kompanien, der Traditionspflege und den Ehrenkodices verbunden. In Friedenszeiten war die Bereitschaft zum Duell *die* Ausdrucksform im Bourdieu'schen Sinne, ‚Ehre' in ‚ernsten Spielen' zu verteidigen. Im Kotze-Skandal[38] verband sich das Interesse an den ‚Intimitäten der Macht', konkret gesprochen an ihrem Sexleben, mit aristokratisch-militärischem (und wie später zu sehen sein wird auch mit bürgerlichem) Ehr- und Maskulinitätsverständnis, die im Duell kulminierte.

Die Kotze-Affäre (1891 bis 1895) ergab sich im Anschluss an einen Ausflug ins Jagdschloss Grunewald von 15 hochadeligen Mitgliedern des engsten Kaiserumkreises, darunter Schwester und Schwager des Kaisers, der sich nach den Quellen zu einer Gruppenorgie entwickelt hatte. Bekannt wurde die Angelegenheit, als einige der TeilnehmerInnen, die anonyme denunziatorische Briefe erhalten hatten, welche nur von einem/einer anderen TeilnehmerIn des erlauchten Kreises stammen konnten, sich an die Polizei wandten. Insbesondere wurde die Ehefrau des als homosexuell bekannten Grafen Friedrich von Hohenau, Charlotte, ins Visier genommen. In den anonymen Briefen wurde behauptet, die aus niederem Adel stammende Frau überschreite Standesgrenzen zum Hochadel, unterhalte zahllose Liebschaften, darunter lesbische, und sei geschlechtskrank, weshalb ihrem Gatten der Verkehr mit ihr medizinisch untersagt sei. Der Kaiser selbst war zwar nicht unter den Empfängern der Briefe, er taucht aber in der Unterstellung auf, die Gräfin Hohenau sinne schon lange auf eine Affäre mit ihm, denn „wo irgendeine Gelegenheit stellt sie sich S.M. [seiner Majestät] in den Weg und verfolgt ihn mit lüsternen Blicken".[39] Die hier herausgegriffenen Skandalaspekte berühren neben der Frage von Binnenhierarchien innerhalb des kaiserlichen Umfeldes zwei problematische Verhaltensformen, nämlich eine scheinbar unaufgeregte Präsenz

38 Trotz guter Quellenlage – Hofkorrespondenzen, ein maschinengeschriebenes Manuskript von Philipp Eulenburg „Der Fall Kotze" (Bundesarchiv Koblenz), 1.000 Seiten Militärgerichtsakten, ein zeitgenössisches Pamphlet von Kotzes Rechtsanwalt Fritz Friedmann (Der deutsche Kaiser und die Hofkamarilla. Der Fall Kotze, Wilhelm II. und die Revolution von oben, Zürich 1896) und Aufzeichnungen hoher Berater wie Generalfeldmarschall Waldersee – hat der „Kotze-Skandal" bis vor kurzem wenig Beachtung gefunden. Erwähnungen finden sich bei Röhl, Wilhlem II., 2: Aufbau, wie Anm. 1, 741ff., der sich weitgehend stützt auf Tobias C. Bringmann, Reichstag und Zweikampf: Die Duellfrage als innenpolitischer Konflikt im Kaiserreich 1971–1918, Freiburg 1997, 152–201. Sporadisch angesprochen wird der Fall bei Kohlrausch, Monarch, wie Anm. 29. 2010 erschien die populär geschriebene Studie von Wolfgang Wippermann, Skandal im Jagdschloss Grunewald. Männlichkeit und Ehre im deutschen Kaiserreich, Darmstadt 2010, die die Geschehnisse erstmals aus der Perspektive historischer Männlichkeitsforschung beleuchtet.

39 Zit. nach: John C. G. Röhl, Philipp Graf zu Eulenburg – des Kaisers bester Freund, in: ders. Hg., Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik, München 1987, 15–77.

und Duldung von homosexueller Praxis, wie sie auf pornographischen Fotografien, die einigen Briefen beigelegt waren, zu erkennen war,[40] und die Möglichkeit zu (sexueller) Handlungsmacht von Frauen in Adelskreisen. Den anonymen BriefeschreiberInnen war daran gelegen, beides zu skandalisieren.

Die Affäre, zunächst eine interne Angelegenheit, gelangte durch ungeschickte Rechtsmaneuver des Kaisers an die Öffentlichkeit. Als die Unruhe und das gegenseitige Misstrauen am Hof zunahmen, wurde der als eitler „‚weibischer' (Nicht-)Mann" geltende Hofzeremonienmeister Rittmeister Leberecht von Kotze als mutmaßlicher Verfasser der Briefe auserkoren und auf Befehl des Kaisers im Juni 1894 in Militärhaft genommen.[41] In zwei Militärtribunalen gelang es nicht, Kotze die Verfasserschaft nachzuweisen. Da beide Prozesse unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfanden, schürte der Fall in der Presse politischen Unmut über den Obskurantismus der preußischen Militärgerichtsbarkeit. Nun änderte der Kaiser seine Meinung und zwang die Ankläger zu Entschuldigungen, womit er den Skandal erneut verschärfte. Damit war jetzt neben der Ehre des Angeklagten auch die Ehre der Ankläger beschädigt und produzierte einen Duellzwang mehrerer Beteiligter.[42] Kotze wurde im ersten Duell mit Oberhofmarschall von Reischach nach acht (sic!) Schusswechseln verwundet, im zweiten schoss er seinen Hauptantagonisten Karl von Schrader tot, wofür er dreieinhalb Jahre privilegierte Festungshaft erhielt.[43] Die unter den Augen und mit Billigung des Kaisers ausgetragene Duell-Serie beunruhigte die Eliten ob der verheerenden Wirkung „unserer ganz verkehrten Auffassungen".[44] Zugleich empörte und amüsierte sie die Sozialdemokraten, die von Klassenjustiz sprachen.[45]

Der Kotze-Skandal stellte für das politische System eine Legitimationskrise besonderer Art dar. In der gleichen Zeit, als Umsturz- und Sozialistengesetze sowie Sittlichkeits-

40 Vgl. Abb. in Wippermann, Skandal, wie Anm. 38, 18.

41 Die Charakterisierungen von Kotzes Mangel an Maskulinität und modefixierter Geckenhaftigkeit wurden zusammengetragen von Wippermann, Skandal, wie Anm. 38, 91f.

42 Nach geschriebenem Recht war das Duell verboten und seine Ausführung strafbewehrt, aber die Gerichte verhängten in der Regel Bagatellstrafen und privilegierte Festungshaft, insbesondere bei adeligen Offizieren. Für dieses Auseinanderklaffen von Sitte und Gesetz war maßgeblich Kaiser Wilhelm I. verantwortlich, der in einer Neuformulierung des militärischen Duell-Komments gegen Reformer einen individualisierten ‚Duellzwang' durchsetzte, der Offiziere, die ein Duell verweigerten, mit unehrenhafter Entlassung bedrohte. Vgl. Dagmar Burkhart, Eine Geschichte der Ehre, Darmstadt 2006, 73f.

43 Die Duellhäufung am kaiserlichen Hof hatte mittlerweile das Interesse der Berliner Presse und der Bevölkerung erregt. Mögliche Schauplätze des geplanten Duells wurden in der Zeitung angezeigt, das Publikum erwartete hinter Büschen versteckt den Showdown, vgl. Wippermann, Skandal, wie Anm. 38, 73.

44 General von Waldersee, zit. nach: Röhl, Wilhelm II., 2: Aufbau, wie Anm. 1, 748.

45 Vgl. z. B. Ute Frevert, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991, 113f. August Bebel sagte im Reichstag: „Je mehr ... die Herren der sogenannten höheren Klassen das Selbstvernichtungsgeschäft gegenseitig besorgen, umso besser für uns." August Bebel in der Reichstagsdebatte zum Fall Kotze 1896, zit. nach: Bringmann, Reichstag, wie Anm. 38, 235.

initiativen die angebliche ‚moralische Verkommenheit' der unteren Klassen beklagten, ragten nach Maximilian Harden der Hofadel und die Offizierselite „wie eine fabelhafte Versteinerung ... in moderne Zustände hinein" und trugen in „zierlichen Banden eines unlebendigen Roccocozwanges" Ehrenhändel aus.[46] Für eine geschlechterkritische Lesart ist der Kotze-Skandal aus zwei weiteren Gründen von Bedeutung. Erstens wegen der prekären Verknüpfung von Maskulinität und Militär-Ehrencodices und zweitens wegen der Enthüllung der nicht(hetero)normativen höfischen sexuellen ‚mores', die mit dem propagierten wilhelminischen Ideal der bürgerlich-patriarchalischen Familie wenig gemein haben.

In der historischen Männlichkeitsforschung wird seit den Befreiungskriegen 1806–1815 und der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen 1813/14 vom Militär als „Schule der Männlichkeit" gesprochen,[47] die eine zuvor nie dagewesene „männliche Vergemeinschaftung" bewirkt habe, die besonders das in die Offiziersränge nachdrängende Bürgertum prägte.[48] Während in vielen anderen europäischen Nationen das Duell als Exzess eines veralteten Ehrenkodex im Rückzug begriffen war, begann sich im Deutschen Reich das Bürgertum in Gestalt des Reserveoffiziers und Corpsstudenten das Duell als Ritual der Manifestation von Maskulinität zu erobern. Norbert Elias spricht von einer „eigentümlichen Spielart des Bürgertums ..., die die Lebenshaltung und Normen des Militäradels zu den ihren machten"[49] und sich bemühten, eine *„Gesellschaft der Satisfaktionsfähigen"* zu bilden.[50] Für das Bürgertum wurde das Bündnis allerdings dann brüchig, wenn adelig-dekadente ‚Laster und Perversionen' der Anlass für die erstrebte ‚Ehrgleichheit' durch ernste Spiele wurden und zudem der Duell-Akt selbst zu einer Posse wurde. Damit wurde er als kompensatorischer Männlichkeitserwerb des politisch eigentlich machtlosen Bürgertums um seinen Wert gebracht.

Auf die Kaiser-Figuration bezogen lag die Kraft der Kotze-Affäre in ihrem enthüllenden Charakter. Wie schon im Caligula-Skandal drohte der Kaiser ‚nackt' dazustehen,

46 Maximilien Harden, Hofskandal, in: Die Zukunft, 7. Juli 1894, zit. nach: Bringmann, Reichstag, wie Anm. 38, 215.

47 Vgl. den gleichnamigen Artikel von Ute Frevert, Militär als ‚Schule der Männlichkeit'. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: dies. Hg., Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, München 1997, 145–173. Die Formulierung geht auf Friedrich Paulsen, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium von 1902 zurück. Vgl. Ute Frevert, Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Kühne, Männergeschichte, wie Anm. 4, 81 u. 87. Zur Vorgeschichte vgl. Karen Hagemann, „Heran, heran, zu Sieg oder Tod!" Entwürfe patriotisch wehrhafter Männlichkeit in der Zeit der Befreiungskriege, in: ebd., 51–68.

48 Frevert, Soldaten, wie Anm. 47, 81.

49 Norbert Elias, Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1990[4], 23. Von einer mentalen „Aristokratisierung" oder „Entbürgerlichung" des Bürgertums spricht Rüdiger von Bruch, Wilhelminismus. Zum Wandel von Milieu und politischer Kultur, in: Uwe Puschner, Walter Schmitz u. Justus H. Ulbricht Hg., Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918, München 1996, 14.

50 Elias, Studien, wie Anm. 49, 69 (Hervorhebung im Original).

weil er seiner Zentralaufgabe, das Reich viril zu verkörpern *(embody)*, nicht gerecht wurde, sich sozusagen einem verfehlten *enactment* schuldig gemacht hatte. Durch sein maskulinistisches und starrsinniges Festhalten an der (Er-)Lösungsmacht des aristokratisch/militärischen Ehrencodes trug er entscheidend dazu bei, die ‚Tragödie' des ‚ernsten Spiels' Duell zur Farce zu machen. Oder anders ausgedrückt: Der Versuch, dem Kaisertum durch Männlichkeitsbewährung bei Todesrisiko (Duell) Sakralität und Autorität zu verleihen, geriet zum Fiasko. Zudem deckte es auf, dass die führende adelige Elite sich der von ihr selbst propagierten Ordnung des heteronormativen Hausvatertums entzog.

2.3 Der Eulenburg-Skandal

Im Maskulinitätsverständnis adeliger und bürgerlicher Männer vor der Jahrhundertwende spielte die Thematisierung von Sexualität zunächst keine tragende Rolle. Es existierten ohne größere Konflikte zwei Männlichkeitsmodelle nebeneinander: Das heteronormative patriarchalische Hausvatermodell der Kleinfamilie – das auch der Kaiser nach außen mit seiner scheinbar glücklichen Ehe, aus der sieben Kinder, davon sechs Söhne, hervorgingen, präsentierte – und die als eigentliche Arena der Männlichkeit intensiv gefühlten und erotisierten Männerbünde der Corpsgemeinschaften, Veteranenverbände und vaterländischen Vereine. Die friedliche Co-Präsenz von Maskulinitätsdomänen wurde erst bedroht, als zur Jahrhundertwende erstmals der Mann als „Geschlechts- und Sexualwesen" thematisiert wurde.[51] Psychiater (Emil Kraepelin, Richard von Krafft-Ebing) und Sexualreformer wie Magnus Hirschfeld fassten (männliche) Homosexualität dabei nicht nur als Sexualpraxis, sondern als ererbtes Triebschicksal. Diese neue Beschreibung von Homosexualität – von Foucault mit der viel zitierten Sentenz „Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies" verdeutlicht – sickerte als Faktum und ‚Problem' ins öffentliche Bewusstsein.[52]

In dieser Diskursverschiebung ist die Eulenburg-Affäre angesiedelt. Der konservative Publizist Maximilian Harden funktionalisierte 1907 seine Denunziation des wichtigsten

51 Vgl. Hannelore Bublitz, Zur Konstitution von ‚Kultur' und Geschlecht um 1900, in: Hannelore Bublitz, Christine Hanke u. Andrea Seier Hg., Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900, Frankfurt a. M. 2000, 19–96. Zur Hypothese einer späten ‚Sexualisierung des männlichen Geschlechts' um die Jahrhundertwende vgl. auch Sabine Mehlmann, Das sexu(alis)ierte Individuum: Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit, in: Ulrike Brunotte u. Rainer Herrn Hg., Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht und Wissenskulturen um 1900, Bielefeld 2008, 37–57.

52 Vgl. Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit, Bd. 1: Der Wille zum Wissen, Frankfurt a. M. 1983, 58.

Kaiserberaters Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld als ‚homosexuell'[53] für eine Kritik an der angeblich „viel zu süßlichen, weiblichen Politik".[54] Der Kaiser wurde dabei von chauvinistischen Fraktionen des Bürgertums ‚rechts' überholt, das eine aggressivere Machtpolitik gegenüber Frankreich, die zum Krieg hätte führen können, einforderte. So gesehen ermöglichte der Rat der ‚queeren' Entourage Kaiser Wilhelms, die Lage durch diplomatisches Zurückweichen zu entspannen, weitere zwölf Friedensjahre.[55]

Es spricht vieles dafür, den Kultus sentimentaler Zuneigung, den der Kaiser in seinem Beraterkreis pflegte, als Kompensationsmodus für die Mühen öffentlicher Maskulinitätsdarstellung zu lesen. Wie durch die Harden-Denunziationen bekannt, wurde der Kaiser im Kreis um Eulenburg „Liebchen" genannt (Eulenburg hieß „Harfner" und Kuno von Moltke „der Süße" und „Tütü"). Es wird überliefert, Moltke habe dem Kaiser, wenn er krank war, stundenlang auf der Geige vorgespielt. Bei der Ernennung des ‚Entourage'-Mitglieds Bernhard von Bülow zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt 1896 schrieb Eulenburg an Wilhelm II. über ein Treffen mit Bülow: „Hätte die große Masse der Politiker unsere Unterhaltung während dieser Tage gehört, sie hätten ihren Ohren nicht getraut ... denn persönliche, menschliche Liebe zu dem besten aller Könige und natürliche herzliche Freundschaft untereinander – wie soll das in unserer komplizierten Welt richtig begriffen werden?"[56]

Wie zentral dieser Kontext für den Kaiser war und wie sehr das seinem Umfeld bewusst war, zeigte sich, als man ihn während der Eulenburg-Skandale auf einer Jagdpartie im Schwarzwald im November 1908 mit einer Vorführung abzulenken suchte. Wilhelm II. war aus Berlin vor einem Sperrfeuer der Kritik geflohen, weil seine

---

53 Zum Eulenburg-Skandal vgl. zuletzt Norman Domeier, Der Eulenburg-Skandal. Eine politische Kulturgeschichte des Kaiserreichs, Frankfurt a. M. 2010. Die ‚Homosexualität' der Berater Philipp zu Eulenburg, Kuno von Moltke und Bernhard von Bülow wurde möglicherweise von ihnen selbst nicht als solche empfunden. Magnus Hirschfeld vermutete, dass z. B. Moltke nicht sexuell ‚ausübend' war, vgl. Robert Zedlitz-Trützschler, Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof. Aufzeichnungen des Grafen Robert Zedlitz-Trützschler, ehemaligen Hofmarschalls Wilhelms II., Berlin 1925, 171. Es gibt auch Anzeichen dafür, dass Eulenburg den sexuellen Umgang mit Untergebenen und Abhängigen wie Bauern und Fischern in seinem Refugium am Starnberger See nicht als ‚homosexuell', sondern als Inanspruchnahme eines Standesprivilegs gewertet hat, vgl. James D. Steakley, Iconography of a Scandal. Political Cartoons and the Eulenburg Affair in Wilhelmine Germany, in: George Chauncey u. Martin Dubermann Hg., Hidden from History. Reclaiming Gay and Lesbian Past, London 1992, 233–263, insbes. 252.

54 Maximilian Harden, Wilhelm der Friedliche, in: Die Zukunft, 6. April 1907, zit. nach: Sombart, Wilhelm II., wie Anm. 2, 40.

55 Der außenpolitische Anlass war der missglückte Versuch des Deutschen Reiches, Frankreich davon abzuhalten, Marokko als Quasikolonie zu requirieren. Die auf deutsches Bestreben zustande gekommene Konferenz von Algeciras 1906 versuchte einen Keil in die britisch-französische Entente cordiale zu treiben. International wurde das Konferenzergebnis als ‚Blamage' des Deutschen Reiches und in der nationalen Rechten als Versagen des ‚zu weich' beratenen Kaisers gesehen, der sich mit einer ernst gemeinten Kriegsandrohung hätte durchsetzen sollen.

56 Eulenburg an Kaiser Wilhelm II., 20. Januar 1896, zit. nach: Röhl, Eulenburg, wie Anm. 39, 53.

Behauptung in einem Interview des „Daily Telegraph", er habe England die erfolgreiche Strategie zum Gewinn des Burenkrieges empfohlen, neben anderen diplomatischen Ungeschicklichkeiten zu internationalen Turbulenzen geführt hatte. Graf Dietrich von Hülsen-Haeseler, Chef seines Militärkabinetts, tanzte zum Trost mit Tütü eine Ballettnummer. Unmittelbar nach Beendigung des Tanzes starb der Graf an einem Herzinfarkt. Der Kaiser erlitt daraufhin einen „starken Nervenchok" (sic). In der Folge dieses und anderer Vorfälle wollte Wilhelm II. zum ersten Mal während seiner Amtszeit zurücktreten und den Kronprinzen als Regenten einsetzen.[57] Er konnte nur mit Mühe von seinem Vorhaben abgebracht werden.

Der plötzliche Tod des gräflichen Drag-Performers im Tütü metaphorisierte das Ende der internen „Female Masculinity" der höfischen Entourage.[58] Oder anders ausgedrückt: Der Kaiser trauerte darum, dass das Geheimnis um die ganz andere Männlichkeit und um den liebend-zartfühlenden Freundeskreis nun der allgemeinen Missbilligung preisgegeben war und damit seine emotionale Schutzfunktion verloren hatte. Nur „Between Men", um den Titel von Eve Sedgewicks bahnbrechender Studie zur viktorianisch-männlichen ‚Homosozialität' zu zitieren,[59] wollte er die Bürde des Amtes ertragen. Nun war fraglich, ob er auch alleine dieser Aufgabe gewachsen war (oder sein wollte). Für den Offiziersadel und mit ihm für den Kaiser war die Abwehr weiblicher Persönlichkeitsanteile – jedenfalls im geschützten männerbündlerischen Raum – bis zur Eulenburg-Affäre keine geschlechterpolitische Notwendigkeit gewesen. Männliche Dominanz war an das Kastenprivileg gekoppelt. Nun war aber die Männlichkeit der Dominanz in Frage gestellt.

Diese Problemlage nutzte die bürgerliche Kritik zur Propagierung einer eigenen ‚ganzen' Männlichkeit jenseits von geschlechtlichter und sexueller Ambivalenz. Maximilian Harden beklagte, dass es an den Höfen „*ganze Männer* schwer genug haben" und warnte davor, dass „wenn man, wie heute schon Mode geworden, die Abnormen als die besseren edleren Menschen preist, dann treibt man Gesunde ins Verderben".[60] Der Kriminalreporter Hugo Friedländer summierte die Eulenburg-Prozesse so: „Herr Harden ist im Recht, wenn er den Kaiser aus solcher Umgebung befreien will. Um den

57 Vgl. Zedlitz-Trützschler, Jahre, wie Anm. 53, 194. Eine Zusammenfassung der dürftigen Quellenlage zur Tütü-Episode gibt König, Kaiser, wie Anm. 24, 38f.

58 Ich borge hier etwas frei einen Buchtitel von Judith Halberstam aus, der eigentlich von männlichen Anteilen in Frauen spricht: Judith Halberstam, Female Masculinity, Durham/London 1998. Das Ballettkostüm ‚Tütü' des tanzenden Grafen zitiert möglicherweise nicht ohne Absicht einen der Kosenamen des Berliner Stadtkommandanten Graf Kuno von Moltke, von dem sich der Kaiser im Zuge der Eulenburg-Prozesse hatte trennen müssen. Für die Bezeichnung „Tütü" als Kosename für Moltke vgl. einen Brief Eulenburgs vom Mai 1888, zit. nach: zur Nieden, Homosexualität, wie Anm. 3, 58

59 Vgl. Eve Kosofsky Sedgewick, Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire, New York 1985.

60 Maximilian Harden, Schlussvortrag, in: Die Zukunft, 2. November 1907, 185 (Hervorhebung der Autorin).

deutschen Kaiser müssen *ganze Männer* sein."[61] Inge Stephan folgert daraus, dass im Laufe der Regierungszeit von Wilhelm II. die Unterstellung Platz griff, „dass der Kaiser – trotz oder gerade wegen seiner angestrengten Maskeraden – dieser ganze Mann nicht war".[62]

Die zwischen 1906 und 1909 sechs Prozesse während Auseinandersetzung um den Eulenberg-Fall war eine Arena, in der sich ein doppelgesichtiges adeliges und ein holistisches bürgerliches Männlichkeitsmodell auseinanderdividierten. Das geschah übrigens zum großen Schaden der politischen Entwicklung. Im höfischen Beraterzirkel hatten nunmehr die ‚Falken' das Sagen – nicht zuletzt in Abwehr der Unterstellung einer queeren Sexualität – und trugen damit zur Aufheizung des politischen Klimas bis zum Ersten Weltkrieg bei. So gesehen ist Sexualpolitik im Wilhelminismus nicht nur als Hintergrund historischer Entwicklung zu verstehen, sondern als unmittelbarer ‚Akteur', über den Konkurrenzen um ‚richtige' Männlichkeit weltpolitisch produktiv wurden. Damit soll nicht in Frage gestellt werden, dass es bei den drei Skandalen um machtpolitische Probleme ging, also um die Sorge, der junge Kaiser sei ohne Bismarck seiner Aufgabe nicht gewachsen (Quidde-Affäre), um Duellsitten, Klassenjustiz und Privilegien der Offizierskaste (Kotze-Skandal) und um unterschiedliche Auffassungen zu weltpolitischem Machtmanagement (Eulenburg-Prozesse). Es soll nur festgehalten werden, dass die ‚exzessive' und/oder bedrohte Maskulinität der Kaiser-Figuration ein zentraler Verhandlungsmodus dieser Konflikte war.

Zum Schluss möchte ich nochmal auf den Aufsatztitel „Queering Willie" zu sprechen kommen. Sara Ahmed schreibt in „Queer Phenomenology", dass sie nach „queer moments of disorientation" suche,[63] „where the world appears ‚slantwise'".[64] Die Kulturwissenschaftlerin forscht nach instabilen, exterritorialen Erkenntnispunkten, um die Logik des Normalen in den Blick zu bekommen. In diesem Rahmen verstehe ich die queere Perspektive meiner Untersuchung als die Suche nach ‚Seltsamkeiten'. Das Auffinden solcher ‚Seltsamkeiten' hat im Kontext der Kaiser-Figuration die ‚Anstrengung' hervortreten lassen, die zur Aufrechterhaltung und Legitimierung einer anachronistischen Regierungsform und eines weltpolitischen Machtanspruchs in einer bereits kolonial aufgeteilten Erde aufgewandt wurde. Mit der Aufführung einer martialischen Männlichkeit wird das politisch kastrierte Bürgertum dermaßen überzeugend in eine gemeinsame Weltmachtfantasie kooptiert, dass es den Kaiser zur Trennung von seiner als ‚dekadent' und sexuell ambivalent eingeschätzten Entourage zwingt. Queere Momente liegen hier in der Überkompensation und im systematischen Misslingen von

61 Hugo Friedländer, Interessante Kriminalprozesse von kulturhistorischer Bedeutung, Berlin 1911, 172 (Hervorhebung der Autorin).

62 Stephan, Winkel, wie Anm. 14, 16.

63 Sara Ahmed, Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others, Durham 2006, 4.

64 Ahmed, Phenomenology, wie Anm. 63, 23.

Präsentationen, die ihrer eigenen Übertreibung nicht gewahr werden.[65] Das heißt, die Queerness der Kaiser-Figuration geht über die Bevorzugung homoerotischer Regierungstechnik hinaus. Sie liegt auch in der Dissonanz zwischen *embodiment* und *enactment*. Der Versuch, den ‚Inbegriff' zeitgenössischer Maskulinität zu verkörpern, scheitert systematisch an der eigenen Inszenierungspraxis.

65 Jacques Lacan entwickelt in Bezug auf Bewunderung für männliche Mode, die ich hier auf den Prunk der Uniformen wilhelminischer Aufzüge übertragen möchte, den Gedanken einer „merkwürdige(n) Konsequenz, daß beim Menschen selbst die männliche *Parade* als weiblich erscheint". Jacques Lacan, Schriften 2, Olten 1975, 132 (Hervorhebung der Autorin).